

18]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Da ich die Absicht hatte, zu Anna Michailowna zu reisen, ging ich zu meinem Chef und bat ihn, mir entweder einen Urlaub von ein paar Wochen zu gewähren oder mich ganz zu entlassen. Zu Hause angelangt, erfuhr ich von der Wirtin, ein Gendarm wäre hier gewesen und hätte mich gesucht. Sie habe ihm die Adresse des Kontors, wo ich beschäftigt sei, gegeben, wahrscheinlich sei er dorthin gefahren.

Ich wollte gerade zu Mittag gehen, als der Gendarm wieder erschien und mir befahl, sofort zur Gendarmereiverwaltung zu kommen. Ich wurde in einem geschlossenen Wagen hingebacht und in ein Zimmer geführt, wo ich ganz allein einige Stunden wartete, nur gingen ab und zu mehrere Personen durch, die mich ziemlich scharf betrachteten. Es ist Brauch, daß die Spione öfter durch das Zimmer durchgehen, um sich den Menschen, der verhaftet oder nur als Zeuge geladen ist, genau anzuschauen und sich eventuell zu erinnern, wo, wann und unter welchen Umständen sie dieses Gesicht schon gesehen haben. Ich wurde ungeduldig und bat einen Gendarmen, der gerade durch das Zimmer ging, er möchte mir doch etwas zu essen geben, denn ich sähe hier schon ein paar Stunden und hätte mein Mittagessen versäumt, ohne überhaupt zu wissen, warum ich hier sei. Ich erhielt Tee und ein paar Butterbröte und mußte wieder eine oder zwei Stunden warten, bis man mich endlich aufforderte, in ein anderes Zimmer zu kommen, wo ich einem Verhör unterworfen wurde.

Ich war als Zeuge geladen, wie ich erfuhr. Man fragte mich, ob ich den oder jenen kenne, in welchen Beziehungen ich zu der oder jener stände, was ich in Moskau triebe und dergleichen mehr. Dann wurde ich entlassen.

Beim Verhör hatte ich mich sehr vorsichtig benommen und glaubte, die ganze Sache sei erledigt. Zwei Tage darauf wurde ich wieder auf die Polizei zitiert, wo man mir eröffnete, ich müsse in drei Tagen Moskau verlassen — ich sei ausgewiesen. Den Grund erfuhr ich nicht. Meine Papiere wurden zurückgehalten. Ich überlegte mir, ob ich die Frist abwarten und sozusagen unter polizeilicher Bedeckung aus Moskau abreißen, oder ein paar notwendige Sachen zusammenpacken, die anderen dem Studenten zur Aufbewahrung übergeben und sofort reisen solle.

Ich tat das letztere und schrieb an meinen Chef einen Brief, worin ich ihm mitteilte, der plötzliche Tod eines Verwandten zwänge mich, abzureisen, ich würde aber nach meiner Rückkehr nicht versäumen, meinen Dienst wieder anzutreten.

Trotzdem ich meine Ausweisung für erledigt hielt und mich außer Gefahr betrachtete, bemerkte ich doch, daß dieselbe verdächtige Person, die mich schon früher verfolgt hatte, inuner noch hinter mir her war. Dieser Spion mußte bestimmen, daß ich ausgewiesen war, und kannte auch möglicherweise den Tag meiner Abreise, wenn er mich also mit einem Koffer vor der Frist abreißen sah, würde er sofort den Verdacht fassen, daß ich mich heimlich aus dem Staube mache, und mich eventuell noch auf dem Bahnhof arretieren lassen.

Ich erklärte meinem Nachbarn die Situation und bat ihn, mir behilflich zu sein. — In unserem Hause wohnten im ersten und zweiten Stock noch andere Studenten. Mein Nachbar kam nun auf folgende Idee. Einer von ihnen sollte einen Handkoffer kaufen, der an einem dritten Ort aufbewahrt werden sollte. Die Sachen, die ich zur Reise brauchte, wurden unter fünf oder sechs Studenten verteilt; es wurden kleine Pakete gemacht und unter dem Mantel verborgen, dann gingen wir nachmittags alle spazieren, setzten uns in eine Konditorei, wohin der Student kam, der den Koffer besorgt hatte, und einer nach dem anderen gingen sie in die Wohnung des Studenten, wo der Koffer lag, und packten die Sachen ein. Darauf ging der Student mit dem Koffer zum Bahnhof, ließ ihn dort aufbewahren, kehrte in die Konditorei zurück und übergab mir den Schein. In dieser Weise konnte kein Mensch auf den Gedanken kommen, daß ich abreißen wollte. — Als wir merkten, daß die verdächtige Person uns folgte, scherzten und lachten wir. An

der Konditorei verabschiedete ich mich von diesen guten Menschen und machte einen längeren Spaziergang, denn bis zum Abgang des Zuges hatte ich noch Zeit. Da sah ich, daß mein Verfolger noch immer hinter mir her war. Ich stieg nun an einer Straßenecke in eine einzelne Droschke, indem ich dem Kutscher irgend eine Adresse sagte. Der Spion stand ratlos da: ich mußte jedoch damit rechnen, daß er sehr bald auch eine Droschke nehmen und mir nachjagen würde — folglich konnte ich nicht direkt zum Bahnhof fahren.

An einem der großen Restaurants, wo die Kurzdroschken zu finden sind, stieg ich in eine solche um und rief dem neuen Kutscher zu, er möge in scharfem Trabe zum Bahnhof fahren. Ich hatte das Pferd richtig taxiert: es war ein guter Kenner; in ein paar Minuten war ich auf dem Bahnhof, löste mein Billett, holte mein Gepäck und stieg in ein Coupé erster Klasse. Nach fünf Minuten setzte sich der Zug in Bewegung. Ich freute mich bei dem Gedanken, wie gut alles gelungen war.

Nach einer Reise von ungefähr drei Tagen und drei Nächten kam ich in der Stadt an, wo Anna Michailowna und Abramoff lebten.

9.

Ich wurde von meinen Freunden sehr herzlich begrüßt, und Anna Michailowna sagte zu mir: „Wir haben hier sehr gute Verbindungen angeknüpft. Es ist gut, daß Sie gekommen sind! Es liegt ein Haufen Arbeit für Sie da, mein Mann kann es nicht machen; er versteht sich nicht genug auf konspiratorische Tätigkeit und hat ja auch sein Teil zu tun.“

Ich berichtete in Kürze über meine Erlebnisse in Moskau, und als ich zu Ende war, wandte sich Anna Michailowna an ihren Mann und sagte zu ihm: „Siehst Du, ich habe doch recht, er ist ein schlauer Kopf, der es versteht, sich aus der Patzche zu ziehen, und uns sehr nützlich sein wird.“

Sie hatten eine kleine Wohnung gemietet, Anna Michailowna hatte ein Schild ausgehängt und auch in der Zeitung annonciert, daß sie sich als Hebamme niedergelassen habe. „Wir müssen hier ein paar Monate bleiben, um unseren Plan durchzuführen zu können. Wir haben auch eine Gehilfin, die Sie bald kennen lernen werden. Jetzt will ich Ihnen aber noch schnell unseren Plan erklären. Sie erinnern sich doch, daß ich in Petrowka sagte, wie wichtig es wäre, wenn man nun für die intelligenteren Kreise ein paar Broschüren herausgäbe. Die Zensur ist jetzt scharf, — Zeitungen oder Zeitschriften mit marxistischer Richtung kann man auf legale Weise nicht herausgeben. Wir sind darum hierher gezogen, um in der Nähe der Stadt auf irgend einem verlassenen Bergwerk eine geheime Druckerei in größerem Stile einzurichten. Sie sollen hier dieselbe Rolle spielen wie in Petrowka, Sie sollen als Geschäftsmann auftreten.“

Der Plan war gut. Es waren schon früher Versuche gemacht worden, Zeitungen und Zeitschriften herauszugeben, in denen öffentlich die neue Weltanschauung gepredigt werden sollte. Diese Versuche waren aber von der Zensur vereitelt worden. Die Zeitungen und Zeitschriften wurden bald verboten, die öffentlichen Diskussionen der ökonomischen Gesellschaft in Petersburg ebenfalls, so daß den Verkündern der neuen Weltanschauung nichts anderes übrig blieb, als auf jogenanntem illegalen Wege, durch Broschüren, neue Anhänger zu werben.

Es war eine große Aufgabe, die sich die Sozialdemokraten gestellt hatten. Sie mußten für die verhafteten Kameraden immer wieder Ersatz schaffen, damit die Propaganda unter den Arbeitern nicht Abbruch litt; außerdem gab es eine große Menge Arbeiter, die durch die Bildungskurse schon so weit fortgeschritten waren, daß sie sich nicht mit populär geschriebenen kleinen Aufsätzen begnügten: es mußte also eine Literatur geschaffen werden, die einerseits den Propagandisten als Richtschnur diente und andererseits das Klassenbewußtsein der Arbeiter stärken konnte.

An demselben Tage lernte ich auch das vierte Mitglied unserer K.-inen Gesellschaft kennen. Sie wurde kurzweg Naifa genannt, war eine große, starke Frau, hatte in Moskau oder Petersburg die Kurse für Hebammen absolviert, war dann durch die Studentenbewegung in die politische Bewegung geraten und hatte Anna Michailowna getroffen, der sie geklaart hatte, sie könne dabei keine Befriedigung finden.

Naisa war hierher gekommen, um unter Anna Michailowna und ihres Mannes Anleitung zu lernen und später selbst aktiv zu arbeiten. Sie sollte auch bei der Durchführung unseres Vorhabens eine gewisse Rolle spielen, nämlich meine Wirtschafterin werden.

Anna Michailowna stand schon mit einem Techniker in Verbindung, der auf einem Bergwerk angestellt war. Er hatte vorgeschlagen, wir sollten alle vier in der Nähe des Bergwerks ein Haus mieten, das unbewohnt war. Der Techniker wollte dafür sorgen, daß wir in Ruhe gelassen würden und uns alle der Arbeit in der Druckerei widmen könnten.

Ich entwickelte Anna einen anderen Plan: „Ich habe etwas Geld,“ sagte ich, „es ist nicht viel, aber es reicht doch aus, um ein Bergwerk zu pachten oder zu kaufen. Dann würden wir vollkommen allein sein und von keinem Menschen abhängig. Naisa könnte unsere Köchin sein; Sie würde ich als meine Frau ausgeben und Ihren Mann, — ja, mit dem weiß ich eigentlich nicht, was anzufangen. Zum Kutscher eignet er sich nicht, er versteht nicht mit Pferden umzugehen; vielleicht könnte er als Schreiber angestellt werden. Ich würde mir ein paar Arbeiter nehmen und das Bergwerk langsam in Betrieb setzen. Ich muß aber vorher natürlich den Techniker sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Symmetrie im Städtebau.

Von Hans Jarius.

Vor einigen Jahrzehnten gabs in irgend einem deutschen Staat eine behördliche Bauordnung, in der u. a. für die Gestaltung der Fassaden alles verboten war, was die „Symmetrie und Sittlichkeit“ verletzen könnte. In dieser Komik liegt tieferer Sinn. Weit und breit herrscht oder hat wenigstens geherrscht eine Begeisterung für regelmöbige Formen der Schönheit und insbesondere für ganz spezielle Arten von solchen. Eine derartige Formenweise ist die Symmetrie im engeren Sinne des Wortes: die Spiegelgleichheit, die Anreihung von Gleichem zu beiden Seiten einer Achse, aber im Gegenfynn. Ueber diese engere Bedeutung hinaus wird der Ausdruck „Symmetrie“ auch noch für weniger gebundene Erscheinungen verwendet, also für das, was man Regelmäßigkeit oder Gleichmäßigkeit, was man Proportionalität usw. nennen kann. In jenem unfreiwillig heiteren Bauparagraphen dürfte der Ausdruck wohl diesen erweiterten Sinn besitzen.

Uebrigens findet sich Ähnliches wie jene Zusammenstellung von Symmetrie und Sittlichkeit auch sonst noch, wenngleich in weniger drastischer Weise. Da hören wir etwa von „guter Symmetrie und Bildhauerarbeit“ oder dergleichen. Aber möglicherweise ist es nicht gar zu kühn gedacht, wenn wir vermuten, daß noch immer manche Menschen in der Symmetrie eine Art von sittlichem Vorzug finden. Wer nach Karlsruhe, Mannheim oder Neustrelitz wandert, oder wer wenigstens Lagepläne dieser drei Städte ansieht, wird vielleicht nicht ganz um den Gedanken herumkommen, daß die öffentliche Ruhe als die berühmte erste Bürgerpflicht in solchen Städten besser aufgehoben sei als in anderen. Denn diese Städte zeigen in ihrer Anlageweise eine merkwürdige Symmetrie oder wenigstens der Symmetrie verwandte Gleichförmigkeit.

Karlsruhe ist von seinem Schloß aus in der Form eines Fächers gebaut, Mannheim als Schachbrett, Neustrelitz als achteckiger Stern. Daß inzwischen manche Neuanlagen über diese älteren Anlagen hinausgewachsen sind, hat doch noch nichts an diesen geändert. In Karlsruhe schreiten wir durch die Carl-Friedrich-Straße und durch ihre Verlängerung über den Schloßplatz auf das Schloß selbst los. Ebenso führt in Mannheim mitten durch die berühmten, mit Buchstaben und Ziffern bezeichneten Rechte hindurch die Hauptstraße von der Redarbrücke her zum Schloße hin. Schauen wir dann jede dieser beiden Städte im Lageplan oder von der Vogelperspektive oder neuerdings von der Ballonperspektive aus an, und zwar so, daß wir unseren Blick nach oben über die Stadt weg auf das Schloß hin richten, so haben wir ebenso ein symmetrisches Gebilde vor uns, wie wenn wir einen menschlichen Leib en face betrachten: rechts und links von der Mittellinie ordnet sich Gleiches, und zwar wenigstens zu einem kleinen Teil in der Spiegelumkehrung, im Gegenfynn.

Schon bevor über jene Hauptteile von Karlsruhe und Mannheim einige neuere Anlagen hinausgewachsen sind, wie sie namentlich im östlichen Gebiete Mannheims zu sehr bemerkenswerten freien Gestaltungen geführt haben, ist doch auch im Innern der beiden Städte eine oder die andere Spur von Unsymmetrie übrig geblieben. Und wenn es sich herausstellen sollte, daß Karlsruhe und Mannheim den übrigen deutschen Städten in der Sittlichkeit nicht ebenso voran sind, wie sie es in der Symmetrie sind, dann können natürlich und absolut nur die kleinen Schönheitsfehler daran schuld sein.

Wir erfahren, daß in beiden Städten ihre Gründungstendenz im 18. Jahrhundert sogar auf eine noch schärfere Durchführung

der Symmetrie hinausging; so in Karlsruhe dort, wo jene Achsenstraße am Rathause vorbei ihrem Ende zuführt, also am Marktplatz. In Mannheim liegen an seiner Achsenstraße zwei Plätze, der Paradeplatz und der Speisemarkt; aber eben nicht genau symmetrisch; vielmehr der eine links und dem Schloße näher, der andere rechts und entfernter vom Schloße.

Die Gelegenheit, bei der wir diese vollkommenen Tendenzen und unvollkommenen Verkümmungen näher kennen lernen, ist etwas wie eine fleischgewordene Symmetrie. Wir meinen die Sonderausstellung, welche das königlich württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart unter dem Titel: „Symmetrie und Gleichgewicht“ vorgeführt hat. Nach dem von Direktor Gustav E. Vazareel verfaßten Kataloge zu urteilen, ist hier ein an sich schon gelungener Gedanke in außerordentlich gelungener Weise durchgeführt. Eingehende Erörterungen mit weiten historischen Ausblicken führen den Leser in das Verständnis jener eigentümlichen Erscheinungen ein, die der Titel bezeichnet. Die mannigfachen Beispiele, nicht zuletzt von gekünstelten Uebertreibungen der Symmetrie, waren auf der Ausstellung zusammengebracht und sind in dem vorliegenden Büchlein verständlicher gemacht worden.

Dabei feiert nun auch die Anlageweise jener beiden Städte ihren, allerdings sehr fraglichen, Triumph. Aus den Jahren 1721 und 1790 sind alte Baupläne von Karlsruhe herbeigeholt. Der eine gilt dem gesamten Anlagegebilde, das sich elliptisch und radial um das Schloß herumlegen sollte und es zum Teil auch getan hat; der andere zeigt ein ebenfalls unausgeführtes Projekt für den Marktplatz, entworfen von Maurizio Pedetti. Unser Autor sagt mit Recht, die Karlsruher können von Glück reden, daß dieses eckige Projekt nicht zur Ausführung gekommen ist, sonst hätten sie ein zwar sehr pompöses, aber furchtbar unpraktisches Rathaus. Hier sollte nämlich alles noch symmetrischer werden als in Mannheim: der Plan ging darauf hinaus, der für die östliche Seite geplanten Kuppelkirche auf der westlichen Seite ein identisches Kuppelgebäude als Rat- und Rathaus nebst astronomischem Observatorium gegenüberzustellen. „Die noch heute auf dem Karlsruher Marktplatz (nicht gerade als Verkehrsförderung) stehende Pyramide wäre zwar nicht hingekommen, dafür waren aber zwei streng symmetrische Paare von Monumenten vorgeesehen gewesen.“

Auch sonst noch erfahren wir manches von eigenfynnigen Symmetrien im Stadtbild. Eine ausgestellte und im Katalog wieder-gegebene Photographie zeigt die „Piazza del Popolo presa della Porta“ in Rom. Wir sehen hier eine noch strengere Spiegelgleichheit der beiden Hälften des Platzes, als man es in Berlin vom Gendarmenmarkt mit seinen beiden, durch das Schauspielhaus symmetrisch getrennten Domen kennt. Dann lernen wir den Stil der Renaissance und der Barock als den eigentlichen Boden für symmetrische Großzügigkeit und Kleinzügigkeit kennen. Aus dieser Zeit stammen namentlich jene italienischen Plätze mit den spiegelgleichen Gebäuden und Kolonnaden und Fassadenhälften, die dann später in ähnlicher, nur etwas profaischerer Weise zu Berlin oder Potsdam oder Karlsruhe wiederkehren. Selbst Landhäuser wurden von dem Symmetriewahn nicht verschont; und wie gerne man auch die Gartenkunst unter diesen Regelzwang beugte, weiß wohl jeder von uns aus irgend einer der fürstlichen Gartenanlagen des 18. Jahrhunderts.

Das zog sich mit immer trodenen und dürftigeren Ausläufern ins 19. Jahrhundert hinein, bis endlich das Publikum „die starre symmetrische Reibrettarchitektur unserer Zeit“ satt bekam. Indessen ist es mit dieser Sättigung doch noch nicht weit her. Die Künstler, die darauf hingewiesen und bessere Gedanken, Worte und Werke an die Stelle des Verbornten gesetzt haben, müssen immer noch mit einem in der Öffentlichkeit und in der Bureauwelt fest eingewurzeltten Vorurteile kämpfen.

Immerhin war es schon ein großer Fortschritt, daß man sich wenigstens historisch etwas klarer wurde. Das starre System unserer geraden, breiten, rechtwinklig geschnittenen, höchstens einmal radial laufenden Straßen, auch in milderen Formen als zu Karlsruhe und Mannheim, ist keineswegs selbstverständlich das Beste. Vielmehr zeigt die Geschichte des Städtebaues die mannigfachen Gestaltungen. Wichtig ist immerhin der Schaden eines entgegengefesten Extremes. Schon die alten Griechen begrüßten die damals neue Weise, mit welcher z. B. Athens Hafenstadt, der Piräus, wieder aufgebaut wurde, als eine Erlösung von dem Durch-einander und von der Formlosigkeit älterer Anlagen. Und unsere typische Festungsstadt aus dem Mittelalter und der beginnenden Neuzeit hatte sich durch ihr Wachstum, das vom Zentrum aus gegen die Mauern hin drängte, schließlich zum Ersticken eng angefüllt. Mit dem Fall oder Zurüdtreten der Befestigungen konnte man auch bei der malerischen Idylle der alten engen krummen Gassen nicht mehr bleiben.

Inzwischen aber war längst ein Städteotypus groß geworden, der von vornherein eine andere Gestalt zeigte: der Kolonisations- typus. Er tritt im späten Altertum auf, dann wieder bei der Wiederbesiedelung des deutschen Ostens, und jetzt erleben wir ihn in amerikanischen und etwa auch südafrikanischen Städten unmittelbar mit. Da wächst die Stadt nicht von einem Mittelpunkt aus, sondern sie wird mit dem Arbeitszeuge des Geometers ein für alle Male angelegt. Für uns besonders interessant ist die gleichbleibende Grundgestalt der ostdeutschen Kolonisationsstädte seit dem 18. Jahrhundert: ein Oval wird rostrförmig von so und so viel Straßen in der Länge und so und so viel in der Breite durchschnitten. Die Hauptsache des meist elliptischen Gebildes ist zugleich die

Hauptstraße der Stadt, allerdings ohne das Zulaufen auf ein fürstliches Schloß hin; vielmehr führt sie sehr einfach „bei einem Tore hinein, beim anderen Tore hinaus“. Von ihr aus haben wir dann nach beiden Seiten annähernd symmetrische Hälften, doch fast immer mit einer uns schon aus Mannheim bekannten Freiheit in der Anlage der Plätze.

Praktisch gilt es nun, über die für frühere Zeiten und Kulturbedürfnisse vielleicht sehr gut passenden Typen hinauszukommen. Tatsächlich ist dies wenigstens insofern geleistet worden, als unsere Architekten es an Plänen, zumal solchen für Stadterweiterungen und an Erläuterungen dazu nicht fehlen ließen. Camillo Sitte in Wien, der wohl glänzendste Name aus der Schar der fortschrittlichen Stadtbaukünstler, ist allerdings aus seinem irdischen Wirken abgerufen worden, als es ihm eben gelungen war, für seine erst nur isolierten Bestrebungen eine eigene Zeitschrift zu schaffen. Nun blüht sie unter dem Namen „Der Städtebau“ bereits im dritten Jahrgange weiter und zeigt nicht am wenigsten, welche Fülle von Problemen sich einstellen, sobald dieses Gebiet einmal ernstlich erschlossen worden ist.

Nicht zuletzt gilt es dabei die soziale Seite der Sache. Unser städtisches Wohnen und Wandeln muß hygienisch sein und muß auf die Verhältnisse von Gemeinschaft und Gesellschaft Rücksicht nehmen.

Nahe liegt die Meinung, die moderne demokratische Welt verlange als solche gerade und breite und regelmäßig gekreuzte Straßen. Allmählich aber dämmert es auch in weiteren Kreisen, daß dies wenigstens nicht die vollständige Weisheit sein könne. Ja vielleicht zeigt es sich schließlich, daß die starre Einhaltung von Symmetrie oder symmetrieähnlichen Gebilden in einer Stadt zwar für den Prunk bornehmer Kreise, nicht aber für das Wohl des Volkes taugt. So treten „Symmetrie“ und „Sittlichkeit“ geradezu immer weiter auseinander. Natürlich brauchen wir deshalb keineswegs alles zu verbieten, was die „Unsymmetrie und Sittlichkeit“ verletzen könnte. Allein was not tut, das ist: freie Bahn für den Ausdruck sozialer und ästhetischer Bedürfnisse in den Formen der den Städtebau gestaltenden Architektur.

Kleines feuilleton.

Wann wird es Frühling? Die freundliche Natur hat es so gefügt, daß zu derselben Zeit, in der der Winter im astronomischen Sinne beginnt, auch die Tage anfangen, länger zu werden. Wenn also die unfreundlichste, härteste Jahreszeit ihre Herrschaft antritt, ist dem Menschen der Trost gegeben, daß es in einer sehr wichtigen Beziehung schon besser wird, so daß uns ohne weiteres beim Winterbeginn die Erwartung des Frühlings überkommt. Da darf der ungeduldige Mensch denn auch sofort fragen, wann wird es denn nun eigentlich Frühling? Nach rein astronomischer Begriffsbestimmung beginnt er, das weiß freilich jeder, am 21. März. Aber mit dieser astronomischen Erklärung ist uns Menschen wenig gedient; wir nennen den Frühling nicht die Zeit, in der die Erde eine gewisse Stellung zur Sonne einnimmt, sondern diejenige, in der lauere Lüfte uns umgeben, in der die Blütenpracht uns erfreut. Und in der Tat ist dies nicht nur der naive Laienstandpunkt, sondern auch die strenge Wissenschaft, die Meteorologie, macht ihn sich in gewisser Hinsicht zu eigen. Ein besonderer Zweig der Meteorologie ist die Phänologie, das heißt die Zusammenstellung der Erscheinungen des pflanzlichen und tierischen Lebens, die an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind, und deren Summe eben diese Jahreszeit bildet. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind hierbei die Vorgänge im Pflanzenleben, und man hat nach vieljähriger Beobachtung eine ganze Reihe von Pflanzen zusammengestellt, deren Aufblühen im Frühling erfolgt, dergestalt, daß die Wissenschaft sagt, wenn diese Pflanzen erblühen, dann tritt im meteorologischen Sinne der Frühling ein. Die wichtigsten dieser Pflanzen sind Johannisbeere, Süß-, Sauer- und Traubenkirsche, Schlehe, Birne, Apfel, Krokastanie, Weißdorn, Goldregen, Eberesche und Quittre — wie man sieht, wesentlich dieselben Pflanzen, deren Aufblühen auch in Laienkreisen, vom rein menschlichen Empfindungsstandpunkt aus, als Frühlingsbeginn aufgefaßt wird. Stellt man die Frage so, dann lautet die Antwort: Der Frühling vollzieht seinen Einzug in Mitteleuropa in ungefähr fünf Wochen; er kommt früher in den Süden und Westen, als in den Norden und Osten, und früher in die Ebene als ins Gebirge. Natürlich hängt das Erscheinen des Frühlings vornehmlich ab von der Natur der in einer Gegend herrschenden Winde; wo gegen Süden ein hohes Gebirge vorgelagert ist, das die warmen Südwinde aufhält, während dem rauhen Nordwind der Eintritt freisteht, wird es später Frühling, als dort, wo eine günstigere Erdformation warme Winde zuläßt. Am günstigsten ist hiernach gestellt der Südrand der Alpen: In Bozen beginnt der Frühling am 11. April, in Arco am 13., in Niva am 14. April, daran schließt sich die oberrheinische Tiefebene, wo sich der Frühlingseinzug zwischen dem 22. und 28. April vollzieht. Im übrigen Mitteleuropa erfolgt er zwischen dem 6. und 12. Mai. Hierher gehört vornehmlich Norddeutschland bis zu einer nördlichen Linie, die sich von der Wesermündung gegen Kiel und von da über Stettin und Thorn nach Rußland geht, ferner Schlesien und das bayerische und schwäbische Alpenvorland. Nur die Gebirge ragen in Süd- und Mitteldeutschland heraus, namentlich die Eifel, der Westerwald, Taunus, Rhön, Harz, Thüringer Wald, Vogesen, Schwarzwald und Jura, wo das

Frühlingsdatum erst nach dem 20. Mai fällt. Zwischen dem 13. und 19. Mai erscheint der Frühling im nördlichen Teil Deutschlands, in Schleswig, dem nördlichen Mecklenburg und Vorpommern, in ganz Hinterpommern und Preußen bis zum Samland. Am Kurischen Haff, in Schonen, Seeland und Jütland hält der Frühling erst nach dem 20. Mai seinen Einzug, in Südschweden gar erst am 29. Mai, ebenso wie auch an einzelnen Stellen des Erzgebirges. Diese auf ganz genauen Zusammenstellungen begründete Uebersicht zeigt, daß der Beginn des Frühlings an den verschiedenen Stellen Mitteleuropas um nicht weniger als sieben Wochen differiert, also genau so lange, wie zwischen Ostern und Pfingsten liegt; aber selbst die am ungünstigsten stehenden Orte haben immerhin einen Trost: Wenn auch spät, einmal muß es auch bei ihnen Frühling werden. —

Literarisches.

m. Joseph Ruederer über München. Ruederer, der Dichter der Fahnenweihe der Morgenröte, der Münchener Satiren, Sippen und Protektionsvereinen die würdigsten und lebendigsten Vertreter aufwies, einen Vortrag über München, der in der Hauptsache einige interessante Kostproben aus seinem demnächst bei Georg Müller erscheinenden Buche „München“ (im Zusammenhange mit einer Serie: „Europäische Städtebilder“, die Berlin, München, Paris, London, Wien umfassen soll) bot. Mit einem Ausflug ins Gebiet der landschaftlichen Utopie (eine Sintflut in Bayern, hervorgerufen durch ein in der Tiefe des Walchensees schlummerndes, fabelhaftes Untier) und einem paläontologischen Scherz begann Ruederer. Er träumt ein dereinst aus den Schuttfeldern des bayerischen Pompeji ausgegrabenes „Museum für bayerische Volkshunde“. Darin werden künftige Forscher finden z. B.: den bayerischen Landtag (besamtlich eine „Versammlung ganz moderner Menschen“), freilich in ganz verfeinertem Zustande, ganz verschlammmt ist namentlich der großmäulige bayerische Liberalismus, am besten noch erhalten der „ungekrönte König von Bayern“, Volkmar I. Und sie finden weiter das berühmte „Münchener Herz“, halb Bier, halb Gold; kümmerliche Amtsverfügungen; rätselhafte Scherben vom Salvatorberg; ganz verschimmelte Originale jener Münchener Kleinbürger, die einst Bocci und Spizweg malten; das „Münchener Kindl“ in seinen verschiedenen Lebensphasen, als dralles Bambino mit Nehaugen, als süßes Münchener Mabl, das „es schon um einen warmen Kalbsbraten tut“, als verheiratete Frau, die sich auf den Redouten von listernen Galans mit Sekt und Brillanten bombardieren läßt. Sehr wichtig und geistvoll war auch das Kapitel: Die Gesellschaft. Den anwesenden Stützen der Gesellschaft wurde darin recht kräftig Haberdiebel getrieben. Die Vorliebe für Tänzerinnen von Lola Montez bis Madeleine und Rita Sacchetto wurde aus den Tiefen der Seele der seidenen Plebs untersucht und der treffende Schluß gezogen, daß die gute Gesellschaft von München zu allen Zeiten zur Aufstachelung ihrer Sinne Tänzerinnen gebraucht hat. Hand in Hand stehen Terpsichore, Frau Musila und Venus vulgivaga im Wappen dieser in Blumenbooten durchs finnliche Dasein gaukelnden Gesellschaft. Mit fast nationalem Pathos ging Ruederer für Lenbach ins Zeug, in dem er den Typus des bayerischen Herrenmenschen, den kraftvollen Usurpator des Geshmades, den wahren Renaissanceurenge sieht. Wer soll nach dem ehemaligen Schrobenhäuser Maurergesellen die geistige Führerschaft Münchens übernehmen? Etwa Kaulbach, der Salomaler, oder Franz Stud, der schwerbewegliche Niederbayer? Dann noch eine nur halb entschiedene Frontwendung gegen die verderblichen, weil alle draußenstehenden jungen Talente kräftig unterdrückenden Cliquen in Münchens Lehr-, Kunst-, Gemeinbehäusern und Salons, die „Obergodel“, die Ruederer alle auf einer Schaufel zusammengelehrt sehen möchte. Die bestroffene Gemeinde klatschte, dem eingewurzelten Moralgeleh der konventionellen Lüge folgend, ihrem Spötter donnernd Beifall.

Musik.

Ein illustriertes Oratorium. Fortwährend ergeben die Versuche, bedeutende dramatische Dichtungen zu Opern umzugestalten, halbe Erfolge. Anscheinend wird der Erfolg um so geringer, je bedeutender bereits die poetische Leistung war. Goethes „Faust“ drängt ganz besonders zur Musik und scheint sich doch gar nicht zu einer Oper zu eignen. Die gleichnamige Oper des französischen Komponisten Gounod mag als Oper gut sein, nicht aber als Uebersetzung des „Faust“ in Musik. Bismlich einfach liegt die Sache, wenn man lediglich zur Schauspielaufführung Musikbegleitung braucht; darin haben sich die Kompositionen von Lindpaintner, von Lassen und von anderen gar nicht übel bewährt. Für Theaterzwecke wird anscheinend nicht gerne die Musik von Robert Schumann verwendet, die er unter dem Titel „Szenen aus Faust“ geschrieben hat. Für Orchester und Männerchor hat F. v. Liszt „Eine Faust-Sinfonie“ geschrieben, in drei nach den Hauptpersonen benannten „Charakterbildern“, jedenfalls gut „charakteristisch“. Mit Liszt ist namentlich durch den Gegensatz dieser letzteren Eigenschaft gegen die mehr formalistischen Schönheiten geistesverwandt Hector Berlioz (1803—1869). Sein Werk von 1845 „Faust's Verdamnung“ ist eine „dramatische Legende in vier Teilen“, kurz das, was wir ein „weltliches Oratorium“ nennen. Der Text setzt sich aus Stücken des Goetheschen „Faust“, ferner aus Dichtungen irgend eines Franzosen und endlich aus dichterischen Beiträgen von Berlioz selbst zusammen. Die Hauptabweichung von der

und geläufigen Faustpoesie ist schon im Titel markiert: Faust wird nicht gerettet, sondern von Mephistopheles in einer wüsten Höllensfabrik hinuntergerissen, wogegen Gretchen die himmlische Erlösung findet. Die bloße „Legende“, also die nichtdramatische Oratorienform, gestattet, den Faden des Ganzen lockerer zu halten, als ihn ein Drama verlangt, selbst wenn es mehr Zuständlichkeiten als Handlungen vorführen will. Es handelt sich dann einfach um die Gelegenheit, musikalische Lyrik zu entfalten. Das geschieht in dem Verliozischen Werke denn auch so entschieden, daß man schon wirklich den faulen Druckfehlerwagern darf, von „Faust's Verdummung“ zu sprechen. Diesen Eindruck hatten wir, unbeschadet der Bewunderung für das Einzelne, auch bei der Aufführung, die zu Berlin am 19. März 1900 stattfand; Reinhold L. Hermann hatte die Aufführung bei Kroll mit zahlreichen Hülfskräften zustande gebracht.

Und nun hat sich unsere „Romische Oper“ der Sache angenommen und aus ihr eine moderne Luststückeroper in der bereits wiederholt geschilderten Art dieses Theaterunternehmens gemacht. Als Grundlage diente hier eine Umformung des Oratoriums in etwas, das sich allerdings nicht „Oper“ oder dergleichen, sondern bloß „für die Bühne bearbeitet“ nennt. Diese Bearbeitung stammt von Raoul Gunsbourg, dem Direktor oder Oberregisseur der Oper von Monte Carlo, die wir im nächsten April hier zu Gast haben werden. Eines sah man bei der hiesigen Aufführung deutlich: Bühnenblut ist in die Sache nicht hineingekommen. Das Entscheidende des Abends waren wieder Bühnenbilder von der durch Direktor Gregor im Vereine mit modernsten Künstlern geschaffenen Art. Diesmal ging es, man kann fast wörtlich sagen: schon ins Blau. Ueber einem Liebesduett zwischen Faust und Margarete schloß sich der schwarze Vorhang. Die von Verlioz eingeführten Irrlichter erschienen als eine Art Sterne in diesem Vorhang, und mitten darin erglühete das Gesicht des Mephistopheles, der das höhnische Kathrindchenlied singt.

Und die Musik? Die Musikgeschichte wird uns wahrscheinlich einen nochmaligen Kalauer verzeihen, wenn wir von einem „Gregorianischen Choralgesang“ sprechen. Man konnte gerade noch bemerken, daß mal der Faust und mal ein anderer irgend etwas zu singen hatte. Rang man sich gegen die hypnotisierende Wirkung der Illustrationseffekte durch, so hatte man allerdings etwas Kostliches: eben die Musik von Verlioz. Kostlicher werden wir sie wahrscheinlich haben, wenn nächsten Freitag im selben Theater das unveränderte Werk von Verlioz als „Oratorium“ aufgeführt werden wird — dann ohne Illustrationen!

Der Text führt den Helden zuerst nach Ungarn. Er sieht dort unter anderem in einer blutroten Abendlandschaft das ungarische Heer „einem nebelhaften Traum nachjagen“. Es gilt dies der magyarischen Revolte unter Fürst Franz Rakoczy (1676—1735). Den Namen dieses Fürsten trägt ein seither weiblieblicher Marsch, den damals der Zigeunerprimas Michael Barna komponiert und ein ungarischer Geiger namens Ruzsitska zu einem breitenfüßigen Ganzen erweitert hat. Dieses Ganze wurde nun wieder von Verlioz umgeformt und in „Faust's Verdammung“ wirkungsvoll benützt. Es ist dies nicht bloß ein „musikalisches Zitat“, sondern ein Zeugnis für die Verwandtschaft der Verliozschen Musik mit der Zigeunermusik. Hier wie dort das reichbewegte Konzentrieren einer Stimme, mit unheimlich starren Wäßen; hier wie dort die Vorliebe für verkehrte Rhythmen („Synlophen“) — so schon in dem ersten Bauerntanzchor, so weiterhin in dem Liebes Branders von der Räte, so selbst in Margaretes „König von Thule“. Verlioz ist wohl am berühmtesten durch seine Kunst, die Instrumentalfarben zu vertieren. Mit Unrecht würde man ihn nach dieser Richtung als Effektkünstler betrachten; vielmehr ist gerade seine Kunst wunderbar, mit wenigem (z. B. mit zwei Orchesterstimmen) viel zu sagen. Dagegen leiden die Gesangspartien unter jener Neigung zum reichbewegten Konzentrieren; sie klingen, als wären sie für eine Zigeunergeige geschrieben, oder für eine Trompete, wie sie im 18. Jahrhundert so virtuos gespielt wurde. Das gibt den Sängern die undankbarsten Aufgaben des Forciers der Höhe. Herr Willi Rexel (Faust) besitzt einen in allgemeinen, aber nicht für solche Aufgaben günstigen Tenor und litt unter dem hier unvermeidlichen Forcieren. Leichter hatten es Willi Wuerz und Ludwig Mantler in ihren Bariton- und Basspartien; und auch Lola Artot de Padilla konnte ihre Margarete gut zur Geltung bringen. Dem Dirigenten E. Tango ebenfalls unsere Hochachtung. —

Hauswirtschaft.

— Gefärbte Österer pflegen bei dem herannahenden Osterfest in den meisten Hauswirtschäften nicht zu fehlen; einige Winke über das Färben derselben werden daher vielen Hausfrauen gewiß willkommen sein. Da die Eier eine poröse Schale besitzen, so nimmt letztere eine im Wasser leicht lösliche Farbe gern an; man muß jedoch die Farbe sehr sorgfältig wählen, weil durch die Sprünge der Schale Farbe in das Innere des Eies gelangen kann. Am besten stellt man für jede Farbe zuerst durch fünf Minuten langes Kochen mit dem nur in kleiner Menge anzuzuwendenden Färbemittel eine Farbbrühe her, in der man die Eier 8—10 Minuten kochen läßt. Grün färbt man mit einer Hand voll frischer Saat, dunkelgrün mit getrockneten Malvenblüten von besonders dunkler Art, gelb mit Safran oder Gelbhof, goldgelb mit dem ähneren

Zwiebelschalen, strohgelb mit Mandelschalen, zitronengelb mit Brennesselwurzel, braun mit Krapp, rot mit Pernambucoholz. Auch Zeichnungen lassen sich auf den Eiern anbringen. Zu diesem Zweck legt man Blätter von Petersilie, Schafgarbe oder dergleichen auf das Ei, bindet dies mittels eines leinenen Lappens fest und kocht in der Farbbrühe aus Pernambucoholz; dann erhält man rote Eier mit weißen Blättern; Steine, Herzen, Tierbilder usw. aus Zwiebelschale geschnitten und auf Eier besprüht, geben rote Eier mit gelben Figuren. Zartes Rosa bis Purpurrot erhält man aus mehr oder weniger gepulverter Cochennille. Wenn man gezupfte Seidenfäden an das Ei festbindet und in der Farbbrühe kocht, so wird die Schale des Eies marmoriert erscheinen. Blau färbt man mit Ladmus, wozu ein Körnchen Soda gefügt werden kann. Auf so gefärbten Eiern kann man mit verdünntem Eßig rote Zeichnungen anbringen. Am bequemsten aber ist die Anbringung sogenannter Abziehbilder, wie man sie bei jedem Buchhändler billig erhalten kann.

Humoristisches.

— Debot. Chef: „... Welche Uhr geht nun vor — die meinige oder die Ihrige?“ — Beamter: „Selbstverständlich die Ihrige, Herr Rat!“

— Auf einem ländlichen Amtsgericht. Gerichtsdiener: „Jetzt nehmt mal alle da auf der Anklagebank Platz! Wer sich schuldig bekennt, kommt zuerst an die Reihe, die anderen müssen warten!“

— Im Künstlercafé. „... Mein Lieber — so eine Operette ist keine einfache Sache! Da gehören tüchtige Leute dazu: Zwei, die den Text einem dritten stehlen, und ein vierter, der die Melodie dem fünften stiehlt.“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die Wittelsbach — die Hohenzollern. Nachdem Herr von u die Detektivromane zur Genüge in deutschen Bühnenidealismus umgewandelt hat, will er jetzt auch die Geschichte für seine vom Kaiser protegierte moralische Anstalt nutzbar machen. Ob sein Hohenzollerndrama „Friedrich II.“ genehmigt wird, sieht noch dahin. Vorläufig begnügt er sich daher mit Ludwig II. von Bayern, der in dem bekannten „völkerromanischen Ton“ der Hintertreppenromane dramatisiert ist. Die liberale „Augs. Abendztg.“ hat darüber bereits arge bawarisch-nationale Beklemmungen bekommen. Sie appelliert an den Kaiser gegen seinen Schützling und verlangt für die bayerische Dynastie denselben Schutz, dessen sich die verstorbenen Hohenzollern immer noch auf der Bühne erfreuen. Die Reichslegende wird zwar von der Sonnseite arg zerzaust, aber was kümmert das schließlich den preussischen Partikularismus.

— Der Snobismus des Buches. Die Verlagsbuchhandlung von J. Fontane u. Co. kündigt an, daß vom „Tagebuch einer Verlorenen“ bereits mehr als 100 000 Exemplare abgesetzt sind und nunmehr 1000 handschriftlich numerierte Exemplare auf Wattenpapier hergestellt werden (zu 9 und 12 M.). Es fehlt nur noch der Hinweis, daß das Buch auf den Tisch jeder Konfirmandin gehöre und daß die Verfasserin auf Wunsch bereit sei, eigenhändig individuelle Tintenkleckse als Widmung anzubringen.

— Zur Reform des Bühnenbildes bringt „Kunst und Künstler“ im Märzheft ein umfassendes Resümee und Programm aller Bestrebungen. In dem reich illustrierten Heft werden die aktuellen Fragen der Bühnenkunst von Regisseuren, Architekten, Malern, Musikern und Dichtern behandelt. Ein mannigfaltiges und umfangreiches Reproduktionsmaterial nach Bildern hervorragender Bühnenkünstler, von Schinkel bis Walser, sorgt für lebendige Anschaulichkeit.

— Ein Tänzerinnenbuch — als kulturhistorisches Dokument. Zu den sonstigen „nationalen“ Merkwürdigkeiten des Budapest Museum ist jetzt auch ein Atlasbuch der Tänzerin Fanny Elster gestiftet worden, die vor einigen 60 Jahren auch hervorragendere Leute enthusiastisierte als die guten Fester, denen sie zum Andenken nach einem Abschiedsmahl einen Schuh bedingte. Denselben Schuh, aus dem ein Entzückter ihr Wohl getrunken hatte. Der Fetischismus ist nicht bloß in Afrika zu Hause.

— Eine Ausstellung von Flugmaschinen. Modelten. In der „Agricultural Hall“ in London wird im April der Wettbewerb der Modelle beginnen, den die „Daily Mail“ veranstaltet; anschließend daran soll die Konkurrenz um den 200 000 Mark-Preis für die Luftschiffahrt von London bis Manchester stattfinden. Mehr als 200 Modelle werden ausgestellt werden. Manche Maschinen wiegen nur ein paar Unzen, während andere die Höchstgrenze von 50 Pfund erreichen. ... Eine große Maschine beansprucht einen Raum von 18 Quadratfuß, sie ist aus Stahl und Aluminium konstruiert und hat ein Gewicht von 48—50 Pfund. Einige Apparate verwenden einen 1/2pferdeträchtigen Petroleummotor. Die Rotoren sind sehr verschieden, sie umfassen nicht nur Petroleum, sondern auch Dampf, Luftdruck und Uhtwerke finden Verwendung. Ein Bewerber weist besonders darauf hin, daß sein Modell für 65 M. angefertigt werden kann. Es gibt Modelle, die nach dem Prinzip des Vogelfluges, andere, die nach Art des Schmetterlingsfluges konstruiert sind.